

Inhalt

Vorwort	9
I. Worüber man sich täuscht	13
II. Vertextete Wirklichkeit oder Die Kunst und das literarische Eigentum.	34
III. Die Informierten oder Die Politik und das literarische Eigentum	67
IV. Gescannte Ideologie oder Die Wissenschaft und das literarische Eigentum	94
V. Zeitgeist und geistige Zeit	121
Anmerkungen	125

Unter Deutschen ist es heute nicht genug, Geist zu haben: man muss ihn noch sich nehmen, sich Geist *herausnehmen* ...

Nietzsche, *Götzen-Dämmerung*¹

Nicht selten entscheidet der Zeitpunkt, zu dem ein Buch erscheint, über das, was es zu sagen hat. Dies trifft auch auf jene Überlegungen zu, die im Anschluss folgen und über deren glücklichen oder unglücklichen Moment Einiges zu sagen wäre. Vielleicht ist es am einfachsten, wenn sich der Verfasser selbst dazu erklärt.

Als ich vor knapp drei Jahren meine Literaturgeschichte des Plagiats beendete, war mein Blick auf die Vorstellung des literarischen Eigentums ein ganz und gar historischer geworden. Natürlich gab es da am Ende ein Raisonement über die Herausforderungen der digitalisierten Textproduktion, die Frage, ob wir am Computer eigentlich noch schreiben, sowie die Bedeutung von literarischen Netzwerken für die Zukunft der Literatur. Vieles war Spekulation, zumindest aber blieb es Theorie. Am Ende verschwand das Plagiat im Nebel. Erahnen ließ sich, an welcher Stelle es einst wieder auftauchen könnte, doch im Frühjahr 2009 zeigte es sich nirgends. Ich hatte nichts Konkretes in der Hand.

Ein knappes Jahr später, geweckt durch Helene Hegemanns Roman *Axolotl Roadkill*, tauchte der Begriff dann urplötzlich wieder auf und verließ von da an die Bühne für lange Zeit nicht mehr. Es gelang ihm, die öffentliche Diskussion über Gegenwartsliteratur und ihre Produktionsverfahren zeitweilig zu besetzen, dann fand er in zu Guttenberg seine zweite Ikone und dehnte seine Herrschaft auf das Feld der Tages- und Hochschulpolitik aus. Er entwickelte neue Formen der gesellschaftlichen Beteiligung am Plagiarismus, indem er digitale Bürgerwehren ins Leben rief, die sich in Eigenregie des Schutzes von literarischem Eigentum annahmen. Er füllte die Zeitungen und die Fernsehprogramme. Schließlich stürzte er Minister und brachte Hoch-

10 ► Vorwort

schulkommissionen in Erklärungsnot. Dass in unserer Vorstellung von Literatur Eigentum und Diebstahl immer noch sehr präsen- te und wirkungsvolle Denkmodelle sind, bedurfte nun keiner weiteren Beweise mehr.

Von dieser Warte aus wäre der folgende Essay vor allem als ein Nachfassen zu verstehen, als eine Integration der plagiarischen Gegenwart, die sich gegenüber meiner Geschichtsschreibung leider verspätet hatte. Das wäre nun allerdings eine außerordentlich schwache Existenzbegründung für ein neuerliches Buch. Aktualität allein ist ein eitles Argument, zumal es ganz danach aussieht, als ob das Aktuelle bereits wieder Geschichte und ein 2012 veröffentlichter Traktat über das literarische Eigentum im digitalen Zeitalter somit mehr oder weniger obsolet sei. In der Tat soll es nicht darum gehen, den Entwicklungen hinterherzulaufen, um sie möglichst rasch noch einzufangen und historisieren zu können. Das braucht kein Mensch, und wenn hierin die einzige Motivation dieses Buches gelegen hätte, dürfte man es nicht drucken lassen.

Welchen Rechtfertigungsgrund besitzt dieser Essay aber dann? Vor allem den einen: Er zweifelt. Er zweifelt an der These, dass die Durchlässigkeit der digitalen Medien hauptverantwortlich für die Misere des literarischen Eigentums ist. Er zweifelt auch an der These, dass es eigentlich überhaupt keine Misere gebe, da das literarische Eigentum im Zeitalter der Digitalisierung ein medientechnisch überholter Begriff sei. Wenn im Folgenden das literarische Eigentum und die Neuen Medien zusammengedacht werden sollen, dann zeichnet sich dieser Versuch dadurch aus, dass er eine Mittlerposition einnimmt. Ganz gleich, von welcher Seite, von welchem Fall aus wir uns der Besitzordnung der Literatur nähern, so gilt immer, dass das Internet und seine Kommunikationsstrukturen die Korruption der geistigen Arbeit nicht hinreichend zu erklären vermögen. Nicht nur diejenigen, welche die Netzkultur von vornherein für einen Räuberkodex halten, auch diejenigen, die die Verfahrenslogik digitaler Speichermedien umstandslos mit der politischen, ökonomischen und kulturellen Verfassung des 21. Jahrhunderts identifizieren, liegen falsch. Die Macht des Mediums ist kleiner als man wünscht oder fürchtet. Und wenn man die Plagiatsdiskussionen der vergangenen bei-

den Jahre nicht zur Polemik nutzt, sondern sie zum Anlass nimmt, die Zusammenhänge zwischen dem gesellschaftlichen Stellenwert des Schreibens, den sich im Umlauf befindenden Vorstellungen von geistigem Eigentum und den Möglichkeiten computerisierter Textproduktion zu beleuchten – dann wird man auf kurz oder lang darauf kommen, dass die Digitalisierung keine neuen Übel in die Welt setzt als vielmehr gewisse Problematiken im Umgang mit Literatur vergrößert, deren Ursprung nicht das Internet ist und die auf jedem gesellschaftlichen Feld neu bestimmt werden müssen, in der Kunst sich etwa ganz anders ausnehmen als in der Politik oder der Wissenschaft. Die Fragen, die uns aus den Skandalen erwachsen, können somit nicht allein durch die Medientheorie, sondern nur durch einen Rückzug auf das Ethos literarischen Arbeitens beantwortet werden. Das will dieses Buch.

26 ► Worüber man sich täuscht

kann. Gleichwohl ist sie vor allen Dingen erst einmal eine Abstraktion: Sie suggeriert, dass das Eigene und das Fremde digitale Werte seien, sich zueinander wie 0/1 verhielten. Glauben wir dem Strichcode, dessen Erscheinungsbild den BitTorrent-Protokollen entstammt, dann entstehen plagiierende Texte in der gleichen Art und Weise, in der ein Rechner Dateien aus dem Internet herunterlädt, und um sie zu finden, müssen wir nichts anderes tun, als diese digitale Logik zwischen Eigenem und Fremdem wieder sichtbar zu machen und zu reproduzieren.

Der Virus erzählt

Indem man (und das ›man‹ ist hier so unpersönlich gemeint wie nur möglich) also Sätze, Absätze, Seiten, Kapitel isoliert und sie mit bereits digitalisiertem Textmaterial vergleicht, die Überschneidungen herausfiltert und sie auf dem Prozentbalken abbildet, glaubt man den Akt des Plagiators wiederholt und damit verstanden zu haben, worin das Plagiat eigentlich besteht. Das ist ein Irrtum: Literatur – gleich welche – ist mehr als ein Informationsbestand und der Wert eines Textes hängt mitunter von ganz anderen Dingen ab als von der Frage, ob er diesen Informationsbestand tatsächlich erweitert, neu kombiniert oder nur wiederholt. Wir können Texte in digitalen Segment-sprüngen weder lesen noch schreiben, sondern wir müssen uns in jedem Fall mit ihnen *verbinden*. Und so verfügt auch noch die räuberischste Kompilation von Online-Exzerpten über eine Persönlichkeit und eine Geschichte, die es zu entziffern gilt, wenn wir von Plagiaten reden wollen. Dabei gilt es zu beachten, dass diese Geschichten – und das macht sie so einzigartig – *Meta-Erzählungen* sind. ›Meta-Erzählungen‹, das heißt zunächst (und frei nach Lyotard⁹): Erzählt werden Plagiate eigentlich nicht von einem gelehrten Textkritiker (der Plagiate aufdeckt und die verwirrten Textbestände damit wieder in Ordnung bringt), auch nicht von einer oder zwei betroffenen Parteien, die um das Recht auf ein paar Sätze oder ein ganzes Buch kon-

kurrieren. Der Erzähler der Plagiatserzählung hat vielmehr Ähnlichkeiten mit einem Virus, der sich von der Literatur her wild in alle Richtungen ausbreitet. Infolgedessen haben wir es bei Plagiaten nicht mit Texten zu tun, die sich klinisch sauber isolieren, unter das Mikroskop legen und sezieren lassen, sondern mit Texten, die auf jeden, der mit ihnen in Berührung kommt, übergreifen, ihn in sich hineinziehen. Plagiate beginnen als eine Ansammlung auffällig gewordener Worte und Sätze, sie übertragen sich dann als Werturteil auf einen ganzen Roman oder eine Doktorarbeit – und von dort aus schreiben sie sich alsbald fort als die Erzählung einer Persönlichkeit, die auch außerhalb der Literatur nun die Physiognomie eines Plagiators erhält. Derjenige, der sich in irgendeiner Weise mit einem plagiarischen Text verbunden hat oder mit ihm verbunden wurde, durchlebt eine wundersame Verwandlung. Nicht nur, was er im Weiteren geschrieben, auch alles, was er zuvor oder späterhin auf anderen gesellschaftlichen oder privaten Betätigungsfeldern geleistet und gelassen hat bzw. leisten oder lassen wird, wird Teil der Plagiatserzählung. Jedes weitere Detail aus seinem Leben schärft das Plagiatsprofil, lässt die Konturen der kleptomane literarischen Persönlichkeit umso deutlicher hervortreten. Gerade, weil das Plagiat keine fest ab- und eingrenzbare Größe ist, kein Objekt konstituiert, kann es sich über alle Aspekte des Lebens ausbreiten, im Zweifel auch ein Leben vergiften.

Was nun die Plagiatsdiskussionen der Gegenwart so unheimlich werden lässt, ist der Umstand, dass diese Meta-Erzählungen auf einmal keinen literarischen Körper mehr besitzen. An die Stelle dieses Körpers sind nackte Daten getreten, die gänzlich ohne jedes erzählerische Moment, ohne Psychologisierungen, ohne Persönlichkeit auskommen. Die Texte, denen man hier gegenübertritt, leben gar nicht mehr. Umso gespenstischer erscheint dann die abgespaltene

Seelenlose Texte

28 ► Worüber man sich täuscht

Existenz der Plagiatserzählung im öffentlichen Raum. Nichts verbindet sie mehr mit der Literatur. Sie fährt nun als Dämon zwischen die Menschen, die anfangs darüber erschrecken, nach einer Weile aber den seltsamen Geist belächeln und ihn irgendwann gar nicht mehr zur Kenntnis nehmen. Die systematische Trennung von plagiarischem Leib (dem Text) und plagiarischer Seele (der Persönlichkeit) mag sich auf den ersten Blick zeitgemäß, wissenschaftlich-exakt und in besonderem Maße gerecht ausnehmen. Tatsächlich zeugt sie aber ein amorphes, ein kulturloses Geschöpf, von dem niemand mehr so richtig weiß, was es eigentlich mit uns zu tun hat. Die Entpersönlichung der Literatur auf der einen und die Entliterarisierung der Persönlichkeit auf der anderen Seite führen mittelfristig somit geradewegs in die Abstumpfung der Plagiatsdebatte bis hin zur völligen Bedeutungslosigkeit. Man mag sich nicht zuletzt daran erinnern, dass die Trennung zwischen plagiarischem Textverfahren auf der einen Seite und der Persönlichkeit auf der anderen Seite in der Auseinandersetzung um die Dissertation eines amtierenden Verteidigungsministers diesem gerade zupass kam. Wo der Bezug zwischen dem plagiarischen Text und der Person, die ihn verantwortet, gar nicht mehr konkret hergestellt wird, da darf man sich nicht darüber wundern, dass der Beschuldigte sich als politische Person weiterhin unbeschädigt und funktionstüchtig glaubt, während das von ihm zusammengestückelte Buch samt seinen Quellen für alle sichtbar auf dem Seziertisch liegt. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis eine solche Ignoranz gegenüber der Literatur in der Öffentlichkeit auch verfangen und den Hochstapler vor den Folgen seines Handelns schützen wird.

Im Angesicht dieser Spaltung und der mit ihr einhergehenden Dämonie will ich im Folgenden für eine entschiedene Rekultivierung des Plagiats plädieren. Diese Rekultivierung setzt vor allem anderen zwei Einsichten voraus:

Literatur, Arbeit,
Verantwortung

1. die Einsicht, dass es keine Plagiatserzählungen gibt, in die wir nicht selbst verwickelt sind,
2. die Einsicht, dass eine sinnvolle Verwendung der Kategorie ›literarisches Eigentum‹ nicht mithilfe von Rasterverfahren erzwungen werden kann, sondern sich nur aus der individuellen Begegnung mit Text *als einer sozialen Handlung* herleiten lässt. Der gesuchte Maßstab in der Frage des literarischen Eigentums ist kein *mathematischer*, sondern ein *ethischer*.

Das sind beileibe keine neuen Einsichten, sie sind uns gleichwohl verlorengegangen. Es wird nicht möglich sein, sie unserem Bewusstsein von literarischer Produktion und Rezeption einfach umstandslos wieder einzupflanzen, denn für jedes Vergessen gibt es Gründe und ehe diese Gründe nicht verstanden sind, braucht man gar nicht erst damit anzufangen, alte Lektionen neu zu predigen. Für das allmähliche Verschwinden der Wertschätzung literarischer Arbeit und des sich aus ihr ableitenden Eigentumscharakters sind eine Vielzahl an verantwortlichen Instanzen zu benennen. Wenn ich im Folgenden mir drei Gesellschaftsfelder – Kunst, Politik, Wissenschaft – herausgreife, in denen die Züchtung jener vom Text abgespaltenen Persönlichkeit mitsamt ihrer Konsequenzen für unser Verständnis des literarischen Eigentums augenfällig wird, dann geht es dabei weniger um *Vollständigkeit* als um *Zusammenhänge*. ›Das Ganze‹ bekommen wir sowieso nicht in den Blick. Entscheidend ist vielmehr, dass wir das Wandern bestimmter Vorstellungen von Textproduktion aus scheinbar abseitigen Theoriegebäuden in das Fundament der uns umgebenden politischen und ökonomischen Machtkomplexe und von dort in die Zentralen der Wissensproduktion erkennen.

Wohlgemerkt: Wir sprechen hier von Verantwortung, nicht von Schuld. Ohnehin scheint mir ein

30 ► Worüber man sich täuscht

Hauptproblem in den gegenwärtigen Debatten über den Plagiarismus die Suche nach Schuldigen zu sein. Natürlich geht es in Plagiatserzählungen immer um Personen und persönliches Fehlverhalten, um Betrug und Missgunst, Hochstapelei und Neid. Zugleich sind diese Erzählungen aber immer auch nur ein Gradmesser dessen, was die Literatur und das persönliche Handeln unserer Meinung nach miteinander verbinden soll. Sagen wir es so: Es sind Verhandlungen über die Ethik des Schreibens, Verhandlungen mit einem historisch dokumentierbaren Verlauf. Die Konzepte literarischen Eigentums wandeln sich; Figuren – der Schatten, die Seele, der Teufel, das Genie, der Autor, der Materialarbeiter, der Wiedergänger – treten auf und ab, und vieles von dem, was dem frühen 20. Jahrhundert noch verbindlich und selbstverständlich erschien (wie etwa die Vorstellung von der Last eines geistigen Erbes), erscheint uns heute wie eine fremde Welt.

Digitale Plagiats-
fahndung als De-
sensibilisierung
der Öffentlichkeit
gegenüber dem
literarischen
Eigentum

Gemein war allen diesen Inszenierungen literarischen Eigentums aber immer eines: Niemand kann sich ihnen entziehen. Es gibt keine unbeteiligten Zuschauer und dementsprechend greift es auch zu kurz, wenn man Plagiarismus auf bestimmte Personen und Skandale reduziert. Just diese Reduktion ist es, welche die Ethik geistiger Arbeit gefährdet. Nicht nur diejenigen, die den Arbeitswert von Literatur missachten, indem sie sich diesen aneignen, ohne ihn mit eigener Arbeit aufwiegen zu können, zerstören das Ethos der Literatur. Auch diejenigen, die diesen Arbeitswert dadurch zu retten versuchen, dass sie Literatur parzellieren und als vermeintlich transparenten Datensatz präsentieren, der objektiv in Eigen- und Fremdtypeil zerlegt werden kann, treiben diese Zerstörung voran, insofern sie das Prinzip der Textpersönlichkeit – ohne das wir über den Urheber und seine Rechte gar nicht zu reden brauchen, da es die Basis aller literarischen Ökonomie bildet – permanent negieren. Erst die Suggestion, es gäbe so etwas wie eine objektiv einsehbare

Matrix des Plagiats, sorgt letzten Endes dafür, dass Plagiatoren die Unmöglichkeit eines die bloßen Indizien übersteigenden Nachweises zur öffentlichen Schuldbefreiung nutzen. Wenn die Auseinandersetzung um das literarische Eigentum keine ethische, sondern nur noch eine mathematische ist, dann sind Personen und Schreibverfahren nicht mehr miteinander verkoppelt. Und wenn Personen und Schreibverfahren nicht mehr miteinander verkoppelt sind, dann wird schon bald nicht mehr verstanden werden, warum der Umgang mit den Texten anderer auch so etwas wie Respekt erfordert, ja: warum Verstöße gegen das Ethos geistiger Arbeit überhaupt persönliche Konsequenzen haben müssen.

Augenblicklich wird dieses Problem noch durch den Umstand verdeckt, dass es sich bei der Mehrzahl der diskutierten Plagiatsfälle um Dissertationen von Vertretern der politischen Kaste handelt, also um eine Textform, die vonseiten der Universitäten einem Sanktionsrecht untersteht. Wird dieses Sanktionsrecht ausgeübt und der Titel aberkannt, dann sind die persönlichen Konsequenzen des literarischen Diebstahls natürlich sofort spürbar. Steigt die Frequenz dieser akademischen Exekutionen in kurzer Zeit spürbar an, tauchen im Zuge digitaler Ermittlungen immer mehr verdächtige Texte auf, so mag es zunächst den Anschein haben, als ob sich auf diesem Wege eine Sensibilisierung der literarischen Praxis einstellen würde. Das Gegenteil ist der Fall. Sieht man einmal davon ab, dass Universitäten und Kommissionen im Laufe dieser Entwicklungen zu Erfüllungsgehilfen degradiert worden sind, die auf offener Bühne anonymen Hinweisen nachgehen müssen und deren Urteil somit immer bereits in einen den Sachverhalt übersteigenden Kontext eingebunden ist, so ist festzustellen, dass überall dort, wo akademische Reglements keine natürliche Autorität genießen, die Technokratisierung des Plagiatsbegriffs zu einer vollkommenen Desensibilisierung der

32 ► Worüber man sich täuscht

Öffentlichkeit gegenüber dem literarischen Eigentum führt. Gerade der Fall zu Gutenberg – zu dem noch einiges zu sagen sein wird – hat gezeigt, dass die Durchsetzungsfähigkeit wissenschaftlicher Exaktheitsansprüche in der Öffentlichkeit an einem seidenen Faden hängt. Nur unter Inanspruchnahme der gebündelten massenmedialen Energie und mit höchsten Anstrengungen lassen sich solch normative Vorstellungen von literarischem Eigentum auf anderen sozialen Feldern geltend machen. Dass diese Vorstellungen auch außerhalb des universitären Lebens in ihrer kulturellen und gesamtgesellschaftlichen Bedeutung verstanden werden, darf getrost bezweifelt werden. Und das hat keineswegs etwas mit Ignoranz zu tun, sondern schlicht damit, dass man die Menschen Plagiate nicht mehr als das erleben lässt, was sie eigentlich sind: als einen Machtkampf über Besitzrechte am Text. Ein Machtkampf, der oft schmutzig geführt wird, der entweder damit beginnt, dass jemand einen Text seiner Persönlichkeit unterwirft, oder damit, dass jemand eine (im Zweifel: seine eigene) Textpersönlichkeit durch einen Fremden unterworfen sieht, in jedem Fall aber: ein literarischer Machtkampf, eine persönlich hochaufgeladene Literatur.

Man wird dieser Vorstellung vom Plagiat immer wieder vorwerfen, sie sei inkonsequent, da sie sich dagegen wehrt, Eigentum und Diebstahl eindeutig zu definieren und herzuleiten, während sie gleichzeitig eben doch daran festhält, dass es sowohl literarisches Eigentum als auch literarischen Diebstahl gibt und über beides auch weiterhin geurteilt werden soll. In der Tat muss derjenige, der die geistige Arbeit einem Ethos unterstellt, sich zur Inkonsequenz bekennen, denn eine Letztbegründung für die Verhaltensformen, auf die er seinen Umgang mit der Literatur stützt, kann es gar nicht geben. Er weiß auch, dass diese Verhaltensformen nicht überzeitlich sind, dass sie kulturgeschichtliche Kennungen besitzen, dass sie sich

durchaus relativieren lassen – und gleichwohl hält er an ihnen fest. Ihn interessieren Plagiate als literarisierte Handlungen, als Psychogramme, als Dokumente unserer eigenen Textethik. Hierfür opfert er nur zu gerne die Trugbilder des Objektivismus, die *termini technici* des ›Teilplagiats‹ und des ›Bauernopfers‹ sowie die Rechtsordnungen, die in diesen Angelegenheiten ohnehin weniger als Richtmaß, denn vielmehr als Drohkulisse dienen. Der Kurs, den die Diskussion über das geschriebene Eigentum in den beiden vergangenen Jahren genommen hat, wird nicht von urheberrechtlichen Abstraktionen und Paragraphen in Promotionsordnungen bestimmt. Natürlich geben uns diese die Richtung vor, in die das Schiff segeln soll, und tatsächlich ist man augenblicklich dabei, die juristischen Koordinaten in immer kürzeren Abständen zu überprüfen und zu revidieren. Gleichwohl würde ich dagegen halten, dass für den Verlauf einer solchen Reise durch die Gewässer des literarischen Eigentums der Steuermann nicht wichtiger ist als die Dinge, die sich auf dem Sonnendeck und im Maschinenraum abspielen – und mit Sicherheit unbedeutender als die Frage, welcher Passagier sich eigentlich aus welchem Grund an Bord befindet, oder als das Gerücht, es würden heimlich Wetten auf das Kentern des Schiffes angenommen.